

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 103. Bromberg, den 16. Oktober 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(23. Fortsetzung.)

Das Leben in dem Hause mit den grünen Laden begann wieder schwül und schwüler zu werden; die neuen Wolken, die unsichtbar darum heraufzogen, drohten einen herberen Schlag, als in dem die alten sich entladen. Die junge Witib durfte nun eine Braut scheinen. Sie tat, wonach man sie neckend gefragt hatte; sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte saß sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Tränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an diesen Tränen. Sie sah des geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum sein, daß die Heirat die Schuld davon trug. Je blasser und hinfälliger er wurde, desto milder und achtungsvoller wurde sein Benehmen gegen sie. Ja, es war etwas darin, was wie schmerzliches Mitleid und unausgesprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung aussah, deren er sich gegen sie schuldig wisse. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; nur, daß sie nichts denken durfte, was des Bildes, das sie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig gewesen wäre. In seiner Gegenwart war sie still wie er. Sie sah sein stummes schmerzliches Brüten; aber erst, wenn sie allein war, und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat sie dann wie ein Kind, er soll ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den Druck dunklen Schuldgefühls, der sich an den Gedanken der Heirat knüpfte. zu schwächen vermocht, wenn er unentschieden den Entschluß in unbestimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehen werde. Nun der alte Herr sein Machtwort gesprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war bestimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte sich entscheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung seines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entsagen, dann wich das Gespenst der Schuld, aber das Glück streckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm seine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie sollte er sein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme nahm? Der Vater wollte es; sie liebte ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen es, ja sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, ehe sie ihm geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn, rosig unter der braunen, krausen Locke, die sich immer freimacht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und so soll er sie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umfangen, durch alle Bilder stillen, sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauder wieder an. So wars schon in seinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um sie, und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich, das war nur im Traum; was man im Traume tat, hat man nicht getan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja, wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war tot und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der Tat, so hat er auch die Tat. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein, und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eisiger Reif über seiner Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fieberischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte stärker ein, fror die Nässe im Holz, so warf sich die Verschalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag Zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren und äußeren Sauberkeitsbedürfnisses flossen ineinander. Immer unwiderstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gerichte rief: er, der das Grab schließen mußte, ehe das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es Zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte, wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in seiner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmsten droht. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Laden. Kein Mensch sieht's dem rosigen Hause an, wie schwül es einmal darin war.

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Elmsfeuer von den Turmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln sehen. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den anderen, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verständigeren lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinandergebaut von entschiedenerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Tal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Widerschein den

weißen Glanz. Hier und da dehnte sich der feste Umriß der dunklen Wolkenburg in unsichere Ausläufer. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höheren Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Laden; in den Fenstern der höheren Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, die ein größeres Stück Himmel zu übersehen erlaubten, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen, bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Mutigeren meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehen. Aber so oft sie hinaufsahen, die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittag hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken? da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war; und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das so lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Laden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahestehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug klatschend wieder zusammen in e i n e n reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die verrosteten Wetterhähne und Fahnen, und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt auf seinen Händen vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirks-Gewitternachtwachen, sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen . Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturmes, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelgelbe Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der Tat gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen“, sagte einer. Apollonius dachte: wenn es in den Turm schlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke und ich müßte hinauf und es schlüge zwei und —. Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilfegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und „Es hat eingeschlagen“, schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Ja! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!“ Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist Nettenmair? Kann einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg?“

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken, als seither. „Wo ist der Nettenmair?“ rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib' ich“, sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte, „so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Das „Bleib' ich“ des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben“. Eine Ahnung kam dem Freunde, hier sei etwas, was mit dem Seelenleiden Apollonius' zusammenhänge. Aber der Ausdruck seines Gesichtes hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängstlich, noch wild. Durch seine Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm stand. Das war ganz die ruhige, bescheidene Entschlossenheit wieder, die ihn beim ersten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. „Wenn er so bliebe!“ dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über sein Gesicht hin mit dem wackeren Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht, und ihm noch mehr Schmerz machen wolle. Er sagte mit seinem Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiedersehen!“ Der schnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geschrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner, sagte der Bauherr immer vor sich hin: „Entweder seh' ich den braven Jungen nie wieder, oder er ist gesund, wenn ich ihn wiederseh'.“ Er legte sich nicht Rechenschaft ab, wie er zu dieser Überzeugung kam. Hätte er's auch sonst gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger auf ihn weckte das Gefühl seines Wertes wieder in ihm auf. Als er, aus der Fremde zurückkehrend, die Heimatsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war. Er übersann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum ersten Male seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie erbleichende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder wachgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen anfüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebenso oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß, und sank wieder ununterscheidbar ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen, als wollte er sie's büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß, und warf sie mit seinem Schneegeriesel, das in dem Schein der Blitze wie glühender

Funkenregen an ihnen herniederstäubte. Und wie die Menschen bald erschienen, bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und Donner überbraust und überrollt. Da rief einer, sich selbst tröstend: „Es war ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts." Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunsch, der Schlag möge nicht ein kalter gewesen sein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte sich schon getröstet, und rächte sich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele sahen, vor Angst und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen stumpf in die Höhe, und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welch Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müsse, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie sie im Brande schmelzen und als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünstige, und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andere: und wäre alles vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, schindelgedeckte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie es nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen die ausbrechende Flamme schien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: „Wo? Wo?" Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

(Fortsetzung folgt.)

Leute von damals.

Unsere Dore.

Von Marie zur Megede.

Sie war als „Amme" in unser Elternhaus gekommen, um als „Mädchen" darin zu bleiben — viele Jahre. Ihr Vater hatte ihr ein Geleitwort in den Stadtdienst mitgegeben: „Mach's gut, dann hast's gut! Mir darfst nicht kommen." Und sie hat sich danach gerichtet und danach geerntet: Liebe, Vertrauen, Hochachtung weit über Tod und Grab hinaus.

Gebildet war sie nicht, obgleich sie mit unsicherer Hand später köstliche Briefe an unsere Mutter schrieb, Kurse und Examen haben die Klarheit ihres Kopfes und die bescheidene Ursprünglichkeit ihres Wesens nicht verwirrt. Unsere Eltern waren für sie immer die „Herrschaft". Wir Kinder aber waren „unsere" Kinder und allen zusammen ist die Dore nicht nur Helferin, Freundin, sondern auch Lehrerin gewesen, soll es, soviel es an uns liegt, auch noch Kindern und Kindeskindern sein.

Wenn unsere tapfere Mutter zuweilen doch ein wenig am Leben verzagen wollte, hat die Dore sie aufgerichtet mit ihrem froh-gläubigen: „Wer weiß, was Gott weiß." Wenn der ausgezeichneten Hausfrau die nie abreißende Arbeit fast zuviel dünkte, wies die Dore sie gleichsam zurecht mit den Worten: „Gut, daß wir selber welche haben, sonst müßten wir ja in fremde Häuser gehen und uns welche holen." Und wenn ein etwas allzu rotznasiger Handwerksbursche um Essen ansprach und unsere schon immer sehr schnapsfeindliche Mutter unwillig ablehnen wollte, war es die Dore, die ihm beistand mit einem gutherzigen: „Wert ist er's ja nicht, aber er ist es doch bedürftig."

Im übrigen hat ihre „Freie Liebe" von einst der strengen Sittlichkeit unseres Hauses keinen Abbruch getan. Unsere Mutter hat das „Dore-Mädel" mütterlich mitbetraut, und die Dore selbst hielt sich ohne Tadel. Freier, annehmbare Freier fragten ein paarmal an, aber sie machte es gut und hatte es gut. Weshalb sollte sie das Gewisse lassen fürs Ungewisse?!

Ich erinnere mich, daß die Dore immer nur in die Nachmittags-Kirche ging, weil sie doch ihrer gnädigen Frau nicht zumuten konnte, den Sonntagsbraten selbst zu beschöpfen. Deutlich sehe ich sie vor mir in ihrer kurzärmeligen Jacke, dem bunt-kattunenen Halstuch und bin ganz sicher, daß sie nie einen Rock oder eine Schürze getragen hat, den unsere Mutter nicht begutachtet und ausgesucht hatte.

Als die Dore eines schwarzen Tages an Typhus erkrankte und erklärte, daß sie sterben würde, wenn sie ins Krankenhaus müßte, schlugen unsere Eltern alle ärztlichen Warnungen in den Wind und taten, was sie heute ja nicht mehr tun dürften, sie behielten die Kranke im Hause, die von unserer Mutter persönlich und ganz allein gepflegt wurde. Die Dore hatte eben zu oft am Krankenbett der Familie gewacht, als daß man sie in einer Not hätte verlassen dürfen, die vielleicht ihre letzte kein konnte.

Die Dore aber starb nicht, sie heiratete sogar noch, ihren ersten Schatz, den Vater ihres Kindes. Jedes Stück ihrer bescheidenen Aussteuer ist vorher durch die Hand unserer Mutter gegangen. Die Hochzeit wurde in unserem Hause gefeiert. Die gnädige Frau stand am Kochherde, und wir Kinder halfen mitbedienen. Wie deutlich das alles wieder vor mir steht. Ich sehe die Braut in ihrem braunen Wollkleide, den Efeuzweig über dem glatten, schwarzen Scheitel und dem klugen, hübschen, schon leise zerknitterten Gesicht. Ich spüre den Duft des Festessens; der traditionellen Nudelsuppe, des Schweinebratens, des Milchreis mit Pflaumen. Ich sehe die Napfkuchen und die Berge von Streuselkuchen.

Die Wohnung für das junge Paar hatte unsere Mutter selbst ausgesucht und jedem Stück Möbel und Hausrat seinen Platz angewiesen. In diesem Raum ist ihr anderes Kind geboren, haben ihr Mann und sie selbst sich zur letzten Ruhe ausgestreckt, es ist niemals darin etwas geändert worden.

Bei der Hochzeit ihres Brustkindes, meiner jüngeren Schwester, war die Dore ein Ehrengast, und dies Brustkind hat ihr später seine eigenen Kinder der Reihe nach vorgestellt. Solche Besuche aus der Ferne waren dann ein lange vorher verkündetes Ereignis für die ganze Gasse und von den freundlichen Leuten in unserer schlesischen Heimat sprach mancher die fremde Dame und ihre Kinder daraufhin an und bedankte sich gleichsam damit für die „Freude und die Ehre".

Nun deckt das Grab längst, was sterblich war an unserer Dore, dieser Frau, aus einer nicht allzu fernen, aber schrill verklungenen Zeit. Ihren Namen wird kein Lied nennen, er ist nur von ihrer eigenen Hand in dankbare Herzen geschrieben und vielleicht auch von einer höheren in das ewige Buch des Lebens.

Die Insel.

Zeitbild von F. Vulpes.

Unter meinem Fenster liegt ein Knotenpunkt der Straßenbahn. Drei Linien kreuzen sich da. Um den Fahrgästen, die sonst auch von vorüberrollenden Wagen und Radlern bedrängt würden, ein ruhiges Warten zu ermöglichen, ist zwischen die Schienen ein erhöhtes Pflaster längsrund eingebaut.

„Insel" nennt man es, weil es ein Eiland zwischen der Brandung des Verkehrs darstellt.

Auf diese Insel schleudert das Leben täglich Tausende, die dann gemächlich oder in tobender Ungeduld, lächelnd oder vom Gram zerstört, harren, bis ihr Schicksal kommt — der Wagen, der sie weiter führen soll.

Der Mann dort, der alle zehn Sekunden nervös auf die Uhr blickt, hat wohl „höchste Eisenbahn". Wenn seine „Linie", durch irgend einen Zufall aufgehalten, um eine halbe Minute zu spät anrollt, verfehlt er den Zug, der ihn vielleicht an ein Sterbebett, zu einer sehnsüchtigen Braut, zu einem unaufschiebbaren Geschäfte führen soll.

Jetzt tritt ein anderer auf die Insel und sucht Deckung hinter der Laterne, die da steht. Scharf späht er in jeden vorüberfahrenden Straßenbahnwagen. Selbst besteigt er keinen. Lauert er seiner ungetreuen Herzallerliebsten auf, ob sie den Weg zu dem begünstigten Nebenbuhler nimmt? Ist es ein Privatdetektiv, der in einer Ehescheidungssache die Spur des gegnerischen Streitteiles auszukundschaften hat? Sollte es ein Statistiker sein, der feststellen will, ob mehr Männer oder Frauen, Alte oder Junge die Straßenbahn benützen?

Behaglich die Pfeife schmauchend, an den in den Rücken gestützten Stock gelehnt, steht wieder einer auf der Insel und beobachtet die Einsteigenden und Herauskletternden und ihre Mienen, Bewegungen und Gespräche, alle die kleinen ernsten und heiteren, nervösen und komischen Zwischenfälle, die dabei unterlaufen. Für ihn bildet die „Insel" einen bequemen Zuschauerplatz vor dem kleinen und doch so abwechselungs-

reichen Theater des Lebens, das sich da ununterbrochen abspielt.

Hier führt ein Blindenhund den durch den Krieg augenlos Gewordenen auf die Insel, um ihn momentan vor dem Überqueren der Straße ausruhen zu lassen. Dort trägt eine Amme den von der Taufe kommenden Säugling, der seine erste Fahrt ins Leben unternimmt. Ein altes Frauchen setzt die Krücke von der Insel auf das Trittbrett des nächsten Wagens und läßt sich von hilfsbereiten Händen emporziehen. Ein weiser Mann, der über tiefen Problemen grübelt, übersieht den Randstein der Insel und purzelt auf sie herein.

In atemloser Hast rennt ein Eiliger her, springt auf die Insel, greift mit beiden Händen nach dem schon abfahrenden Wagen und sieht bei einem letzten Blick nach dem Schild, daß ihn die Hast genarrt und zu einer falschen Linie geführt hat.

Auf der Insel verhandelt der Schutzmann mit einem Radler, der allzu schnell vorüberfuhr. Hier schreibt ein Arzt dem Kranken, der ihm eben begegnete, ein Rezept. Schulden werden hier bezahlt und Pumpe angelegt, Verträge unterschrieben und Papiere ausgetauscht.

Auf die Insel bettet man den, den mitten im Weg der Tod ereilt hat.

Diese zweihundert nüchternen Pflastersteine tragen alle Leiden und Freuden des Lebens. Auf ihnen steht und tobt Entsagung und Leidenschaft, Glück und Verzweiflung. Alle Dramen und Possen des Daseins nehmen hier ihren Anfang und finden hier ihr Ende.

Die Storchenfabel.

Ludwig Ganghofer kam als Achtjähriger, zwei Jahre nach der Geburt seines Brüderchens, völlig unaufgeklärt zufällig in den Stall seines Freundes Domini, als daselbst eine Kuh kälberte und mußte ratlos fragen:

„Wo kommt denn das Kälble her?"

Sein Freund Domini, dem derartiges nichts Neues war, sagte mit seinem klugen, achtjährigen Lächeln:

„Aus der Kueh kommt's raus."

„Wie isch denn das hineingekommen?"

„Narrle, 'sch gewaxe in der Kueh, wie du in deine Muedr gewaxe bischt!"

„Mich befiel ein süßes Zittern", sagt Ganghofer, „und als ich an jenem Tage heimkam, mußte ich die Mutter immer ansehen, mußte sie küssen und liebhaben. „Kindle, was hascht denn?" fragte die Mutter immer. Aber ich konnte nicht antworten, konnte nur in Freude weinen, in heißer Zärtlichkeit küssen. Und als ich hinaufkam in die Kinderstube, wo das kleine zweijährige Kerlchen lag, da nahm ich seine winzigen Händchen an meine Wange und begriff zum erstenmal, was das heißt: ein Bruder, ein Geschwister!"

Ganghofer knüpft hieran folgendes Mahnwort:

„Während der Jahre, in dem die Liebe zu Vater und Mutter im Herzen eines Kindes Wurzel schlagen soll, unterbindet ihm die Storchenfabel den zärtlichsten seiner kindlichen Lebenstriebe; sie stiehlt ihm das liebeschaffende Bewußtsein, Blut vom Blute seines Vaters, Fleisch vom Herzen seiner Mutter zu sein und verzerrt ihm die Kindesliebe zu einer gedankenlosen Gewohnheit, zu einem ablohnenden Danke für Futter und Wärme, für unbegreifliche Opfer und grundlose Liebkosungen. Die Erkenntnis der Wahrheit kommt in vielen Fällen zu spät! Ich fürchte, daß unter hundert Elternpaaren ein erschreckender Prozentsatz den Unverstand der Storchenfabel mit vorzeitiger Vereinsamung büßen muß, mit einer verfrühten Losreißung ihrer Kinder aus der Blut- und Seelengemeinschaft mit Vater und Mutter!"

Der Sperling.

Von J. S. Turgenjew.

(Aus dem Russischen von O. E. Ratjeh.)

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Allee des Gartens. Der Hund lief mir voraus. Plötzlich verringerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als wittere er vor sich ein Wild. Ich blickte die Allee entlang und ward einen jungen Sperling gewahr mit gelbleuchtendem Schnabel und flaumigem Kopf. Er war aus dem Nest gefallen — der Wind schüttelte heftig die Birken der Allee — und nun saß er da, ohne sich zu rühren, hilflos die kaum hervorgewachsenen Flügelchen ausbreitend.

Mein Hund näherte sich ihm langsam, als plötzlich von einem nahen Baume herabstürzend ein alter Sperling mit dunkler Brust ihm wie ein Stein unmittelbar vor die Schnauze fiel und mit gesträubtem, verzerrtem Gefieder, verzweifelt und kläglich kreischend, zweimal in der Richtung des von Zähnen starrenden, offenen Rachens loshüpfte.

Er warf sich ihm selbst entgegen um zu retten, mit dem eigenen Leib schirmte er sein Kind —; aber sein ganzer kleiner Körper bebte vor Schrecken, sein Stimmchen wurde wild und heiser, er erstarrte, er brachte sich selbst zum Opfer.

Als was für ein gewaltiges Ungeheuer mußte ihm der Hund erscheinen! Und trotzdem vermochte er nicht, auf seinem hohen, sicheren Zweig sitzen zu bleiben. . . . Eine Kraft, stärker als sein Wille, zwang ihn von dort herunter.

Mein „Tresor" blieb stehen und wich zurück. Man sah, auch er erkannte diese Kraft.

Ich beeilte mich, den verwirrten Hund zurückzurufen — und entfernte mich ehrfürchtig.

Jawohl, lacht nicht. Ehrfurcht erfüllte mich vor dem kleinen heldenhaften Vogel und vor der Kraft seiner Liebe.

Die Liebe, so dachte ich, ist stärker als Tod und Todesfurcht. Allein durch sie, nur durch die Liebe hält und bewegt sich das Leben.



Bunte Chronik



* **Wasser unter dem Sand der Sahara.** Das Niederbringen artesischer Brunnen hat seit Jahren die Erfahrung bestätigt, daß sich unter dem glühend heißen Sand der Sahara ein Wasserspiegel befindet, dessen Grenzen man bisher zwar nicht genau feststellen konnte, der aber die Annahme rechtfertigt, daß er sich unter dem Boden weiter Teile der Sahara erstreckt. Man muß bis zu einer Tiefe von 70 bis 150 Meter graben, ehe man auf Wasser stößt, das in hohem Strahl aus dem Bohrloch hervorbricht. Dieser Wasserstrahl befördert Fische und kleine Krabben springfrisch an die Oberfläche, in Begleitung von allerlei anderen lebenden Wasser- und Muscheltieren in untadelig frischem Zustand. Wie berichtet wird, gehören diese Tiere denselben Gattungen an, die in den Seen von Palästina heimisch sind. Die Wissenschaft sieht sich vor eine Kette von schwer zu lösenden Problemen gestellt. Woher kommen diese Tiere, und wovon leben sie in der Tiefe? Die Tatsache, daß sie existieren, läßt an sich den Schluß zu, daß diese unterirdischen Gewässer eine enorme Ausdehnung haben müssen, und daß die erbohrten Brunnen vermutlich genug Wasser liefern können, um einen Teil der Wüste in fruchtbares Land zu verwandeln. Es mag hinzugefügt werden, daß diese in ewiger Nacht lebenden Fische des Augenlichts entbehren.

*

* **Keine seidenen Kardinalsgewänder mehr.** Wie eine römische Agentur mitteilt, hat der Papst die Absicht, dem Luxus in der Bekleidung der Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe ein Ende zu machen. Um den zurzeit geltenden Bekleidungsvorschriften zu genügen, muß der Kardinal für seine Gewandung ein kleines Vermögen ausgeben. Seine Garderobe besteht aus roten, violetten und schwarzen Gewändern aus Seide und Tuch, mit Kragen aus Hermelin und anderen Pelzarten. In Zukunft soll es für die Kardinäle bei einem roten und einem schwarzen Gewand bleiben. Die Erzbischöfe und Bischöfe werden sich mit einem schwarzen und violetten Ornat begnügen müssen. Die seidenen Gewänder sollen überhaupt abgeschafft werden.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Moderne parlamentarische Sitten.** „Vater, du hast mir versprochen, mit mir in den Zirkus zu gehen, um die Ringkämpfe anzusehen." — „Wir werden besser daran tun, in das Abgeordnetenhaus zu gehen, wenn es wieder eröffnet wird; das ist ebenso hübsch, und kostet nichts."

(Aus „Adverul", Bukarest.)

*

* **Ein Quiproquo.** Man erzählt der „Voss. Ztg.": Julius Stettenheim hatte einen besonderen Haß auf seinen Freund Otto Brahm geworfen und wurde nicht müde, Geschichten auf ihn zu erfinden. Einmal, so erzählte er, besuchte ich mit meinem Freunde Otto den Zoologischen Garten. Wir belustigten uns lange vor dem Affenkäfig. Als wir dann gemütlich untergefaßt zum Ausgang geschlendert waren, hielt mich ein Aufseher an: „Nee, Stettenheim, mitnehmen is nich."

*

* **Der kleine Menschenfreund.** Fritzchen rutscht mit seinem guten Anzug fortwährend auf einem Treppengeländer herauf und herunter. „Fritz!", ruft die Mutter ärgerlich, „was machst du denn da?" — „Hosen für arme Jungen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.